

Aufwertung des Umfeldes der Marienkirche

Votum der Kirchengemeinde zur Vorplanung des Architekturbüros Levin & Monsigny

11. September 2012

Im Namen der Gemeindeleitung der Evangelischen Kirchengemeinde St. Petri-St. Marien möchte ich zu der präsentierten Vorplanung zwei Punkte kurz benennen: Als Kirchengemeinde haben wir zunächst zu danken. Es war im letzten Jahr, als ich zweimal beim Landesdenkmalrat Alarm schlug und die Verantwortlichen aufmerksam machte auf einen Zustand, der nicht tolerierbar ist: Während das Innere dieser gotischen Kirche, auch angesichts ihrer Kunstwerke von europäischem Rang, mit größter Sorgfalt und mit Unterstützung des Bundes, des Landes und der Kirche saniert wird, ist der Außenbereich von einer Verwahrlosung geprägt, die der Sorgfalt im Innern Hohn spricht. Während also im Inneren z.B. der bedeutende Totentanz mit großem Aufwand seit 20 Jahren entsalzt wird, ein Problem, das durch eine fehlende Kanalisation der letzten Jahrhunderte entstanden ist, ist der tiefer gelegte Bereich um die Kirche in den letzten Jahren mehr und mehr zu einer Fäkaliengrube verkommen, mit der Folge, dass besonders an den Wochenenden an den Vormittagen einzelne Bereiche der Kirche im Grunde nicht nutzbar sind, da der Urin unter den Portaltüren in die Kirche läuft und die Wandrestauratoren uns warnten, dass durch das Urinieren die Versalzung des Mauerwerks bereits die Bausubstanz schädigende Dimensionen angenommen hat. Dass vor allem die Werkstatt Baukultur der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und dann in gleichem Maße der Stadtbezirk sich diese absurde Diskrepanz von Sorgfalt im Inneren und Verwahrlosung im Äußeren zu Herzen genommen hat und wir gemeinsam mit der Vorplanung bis zu diesem Punkt heute voran gekommen sind, war vor einigen Jahren noch völlig undenkbar. Von Seiten der Kirchengemeinde haben wir deshalb zu allererst allen Akteuren und Beteiligten Dank zu sagen.

Angesichts des Standes der Vorplanung haben wir als zweites eine Bitte. Ich muss dafür etwas weiter ausholen, um dann zum konkreten zu kommen. Wir alle kennen Berlin als eine Stadt, die in besonderer Weise von Brüchen geprägt ist. Wir denken dabei natürlich schnell an die Zerstörungen und Abbrüche des Zweiten Weltkriegs, an die Brüche, entstanden durch die Teilung der Stadt. Das stimmt natürlich, gemeint sind damit aber auch die gewollten Umbrüche, die kalkulierten Traditionsbrüche im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin erhielt nicht zuletzt durch diese Brüche seine Signatur, und es versteht sich von selbst, dass gerade für die genannten Traditionsbrüche sich natürlich besonders die symbolisch verdichtete Berliner Mitte eignete – und gerade

insofern auch das sog. Rathausforum mit der Marienkirche. Hier findet sich beides: die Abbrüche des Krieges wie die kalkulierten Traditionsbrüche. Daraus ergibt sich als gestalterische Aufgabe, quasi als Messlatte, beide Aspekte, die die Geschichte dieses Ortes ausmachen, zu zeigen und erfahrbar zu machen, um der Geschichte dieses Ortes gerecht zu werden und sie durch unsere heutigen Planungen nicht nochmals zu negieren. Zu zeigen sind diese Brüche und nicht zu überspielen! Denn was ist hier geschehen? Über knapp 700 Jahre hinweg war die Marienkirche mit einer Bebauung umgeben, die die Kirche in den Stadtraum einbettete, eine gewachsene Struktur im besten Sinne. Durch den Zweiten Weltkrieg beschädigt, wurde diese Umbauung bis 1968 gänzlich, im Sinne eines kalkulierten Abbruchs, getilgt, um Platz zu schaffen für das sogenannte Zentrumsband, das Ostberlin zu einer Hauptstadt nach Moskauer Vorbild zu werden verhieß. Die Marienkirche war dabei ein notwendigerweise zu dulddender Störfall, den es als Nicht-Ort zu ignorieren galt, mit Wegen, die ins Gebüsch und Treppen, die auf Kirchenwände führen statt auf Portale. Diese Haltung der Marienkirche gegenüber, die die ursprüngliche stadträumliche Einbettung auslöschte, entsprach dabei ganz der ideologischen Auseinandersetzung der Jahre zwischen 1960 und 1970. Die Marienkirche als Zentrum der DDR-Kirche war ein Unort, ein Pfarrer wurde inhaftiert und von der westdeutschen Kirche freigekauft, seinem Nachfolger die Zuzugsgenehmigung nach Ostberlin verweigert und über Jahre eine Stellenbesetzung blockiert, um diesen kirchenleitenden Ort in der DDR zu marginalisieren; ganz so, wie es auch baulich vollzogen wurde. Den deutlichsten Ausdruck gewann dieses Bestreben in dem Abriss des Gemeindehauses, des Propst-Grüber-Hauses, auf der Südseite der Kirche, wo ein gutes Dutzend kirchliche Organisationen ihren Sitz hatten, eine Anlaufstelle für das gesamte kirchliche Leben in der DDR, ein geheimer Umschlagplatz für das Miteinander von Ost und West im Kalten Krieg und folglich ein Dorn im Auge des Ost-Berliner Magistrats. Ende der 60er Jahre wurde das Grüber-Haus gesprengt, die Keller liegen im Süden der Kirche in der Nähe der Wasserkaskaden unter dem Zentrumsband der DDR.

Die Frage stellt sich nun von selbst: Wie sollen wir mit all dem umgehen? Es kann jedenfalls nicht darum gehen, die eine oder andere stadtplanerische Epoche zu tilgen, etwa die des antikirchlichen Planungsgestus der DDR-Zeit, die wir freilich als historisch überholt ansehen. Die Grundaufgabe bzw. Herausforderung der Planungen um die Marienkirche besteht vielmehr nach unserem Dafürhalten darin, sowohl der Marienkirche als auch dem Fernsehturm in einem gleichberechtigten Nebeneinander das ihnen jeweils zukommende Umfeld zu schaffen. Um die historischen Brüche und Antagonismen nicht zu überdecken, kann das freilich nur so geschehen, dass die verschiedenen Planungsschichten sowohl in ihrer Bezogenheit aufeinander als auch in ihrem Gegeneinander anhand der vorhandenen Zeugnisse erfahrbar gemacht werden. Diese Brüche und Bezüge sind es gerade, die diesen Ort stadt- und planungsgeschichtlich so ungemein spannend machen... und es ist ja alles da: die gotische Kirche, die Keller der Vorkriegsbebauung, der sozialistische Stadtplatz. Was für eine faszinierende Aufgabe, diese authentischen Zeugnisse zum Sprechen zu bringen! Und damit komme ich zu unserer Bitte: Beson-

ders spannend und herausfordernd ist dabei natürlich der Bereich, in dem auf der Seite zum Roten Rathaus das Umfeld der Marienkirche auf das Umfeld des Fernsehturms trifft. Das einfache Ziehen eines Trennungstrichs in den vorgestellten Planungen ist an dieser Stelle zu einfach und zu wenig. Gerade hier ist es unerlässlich, der Komplexität der Zeit- und Planungsschichten gerecht zu werden, statt einen ästhetisierenden Mantel des Schweigens darüber zu decken. Wir schlagen deshalb folgendes vor und beziehen uns dabei ausdrücklich auf die Anregung des Landesarchäologen Prof. Dr. Wemhoff, statt der jetzt gezogenen Trennungslinie, die mit der Baumreihe markiert ist, auf der Südseite der Kirche mit der historischen Platzkante des Marienkirchhofs die ursprüngliche Bebauungsgrenze freizulegen. Mit der Freilegung quasi der Keller- bzw. Gebäudevorderseiten der ursprünglichen Bebauung erfolgte eine moderate und räumlich wenig ausgreifende Intervention in den Bereich des Fernsehturmumfelds, die dem Gegeneinander der Planungsschichten einen angemessenen Ausdruck verleiht. Die freigelegten Kellervorderseiten könnten sodann zugleich als bauliches Vehikel dienen, den Niveauunterschied zwischen Marienkirchhof und Fernsehturmumfeld architektonisch zu überbrücken – mit dem wirklich schönen Effekt, aufgrund der Identifizierbarkeit der Adressen der Kellermauern mit diesen authentischen Zeugnissen das Vermittlungskonzept eines Erzählens von „Häusergeschichten“ verbinden zu können. Gerade anhand des Propst-Grüber-Hauses könnten neue und bemerkenswerte Kapitel Berliner Stadtgeschichte erzählt werden. Damit zeichnet sich hier ein Miteinander von Archäologie, Stadtgeschichte und Stadtplanung ab, das insbesondere an der Südkante des Marienkirchhofs zu faszinierenden ‚Berliner Lösungen‘ führen könnte. Wir sollten hier mutig sein. Das Hauptstadtreferat der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung hat jüngst in einer Publikation ein solches vernetztes Vorgehen von Archäologen, Historikern und Stadtplanern als für Berlin notwendig benannt. Was auf dem Petriplatz modellhaft gelang, soll auch an anderen Orten Schule machen. Wo, meine Damen und Herren, wenn nicht um die Marienkirche? Ist es nicht reizvoll, sich in diesem Sinne folgendes vorzustellen? Wer über das Fernsehturmareal läuft, entdeckt auf dem Weg zur Marienkirche einen Eingriff in die Symmetrie der Fernsehturmfreifläche, geht hinab auf die Ebene des Marienkirchenumfeldes und kann, nach den ursprünglichen Adressen orientierte und historisch aufbereitete „Häusergeschichten“ lesend, entdecken, dass das auf den ersten Blick intakte Fernsehturmumfeld auf Kellern und Fundamenten ruht, von denen die archäologischen Funde eine Ahnung zu vermitteln imstande sind. Die Planungen gewöhnen so eine Tiefe und einen Komplexitätszuwachs, der der Geschichte dieses Ortes entspricht und ihn zu einem Platz macht, der seine Brüche nicht verbirgt, sondern sie zeigt – als Teil der Geschichte und der Identität dieser Stadt.

Roland Stolte, Theologischer Referent

Quelle: http://www.marienkirche-berlin.de/c_5_66_0.php

Online seit: 17.9.2012

Letzter Besuch: 17.9.2012